

Das Spiel der Spiele

In der kommenden Woche beginnt die Schach-WM zwischen dem indischen Titelträger Vishy Anand und dem norwegischen Herausforderer Magnus Carlsen. Anlass genug, den Geheimnissen des königlichen Spiels auf den Grund zu gehen. Wir stellen die Kontrahenten vor, blicken auf die größte WM aller Zeiten zurück, fragen nach dem Bezug von Schach und Kunst und ergründen die Magie des Spiels.



Foto: Bildagentur-online

Schach macht gesund, klug und sexy

Eine Anstiftung zur Freude an einem Grenzen überschreitenden Brettspiel

VON NORBERT WALLET

„Das Schachspiel hat wie die Liebe, wie Musik die Fähigkeit, den Menschen glücklich zu machen. Ich habe ein leichtes Gefühl des Bedauerns für jeden, der das Schachspiel nicht kennt, so wie ich jeden bedaure, der die Liebe nicht kennengelernt hat.“ Siegbert Tarrasch hat das gesagt – ein großer Meister an der Wende zum 20. Jahrhundert. Tarrasch konnte ein ziemlicher Rechtshaber sein. Meistens hatte er tatsächlich recht. Dass er auch mit seinem schönen Zitat vollkommen recht hat, wissen alle Schachspieler. Aber das ist das Problem. Wer ein bisschen mehr als die ersten Grundregeln des Schachs kennt, der weiß um die Magie dieser Welt aus Logik und Leidenschaft; der ist ein Eingeweihter. Aber wer das Spiel nicht kennt, kann mit dessen Lobpreis nichts anfangen. Von außen gesehen ist es eben auch nur eine Form von Klötzchenschieberei. Man muss also einfach selbst anfangen. Dieser Text soll eine Ermutigung sein.

Nur kommen die üblichen Anstiftungen zum Schachspielen immer so außerordentlich pompös daher. Was da alles bemüht wird: Schach – das Spiel der Könige und Mächtigen, die ganze ehrwürdige Geschichte des Spiels und diese bombastische Zahlenmystik rund um das Spiel.

Es stimmt ja auch alles. Haken wir es kurz ab. Zuerst die Macht. Ludwig XIV., der Sonnenkönig, liebte das Schach mit lebenden

Figuren. Peter der Große schnitzte selbst Spielsteine, Friedrich der Große philosophierte in seinem Briefwechsel mit Voltaire über das Schachspiel, Katharina die Große war eine passionierte und gute Spielerin, Napoleon ein passionierter und schlechter Schachspieler.

Dann das ehrwürdige Alter des Spiels, das irgendwie ins Menschheitsdunkel zurückzuführen scheint. Die Araber brachten es ins christlich-mittelalterliche Abendland. Kennengelernt hatten sie es wohl bei der Eroberung Persiens im siebten Jahrhundert. Und die Perser hatten es wohl von den Hindus in Indien gelernt.

Ehrfurchterweckend wie das Zahlen-gewaber rund ums Schach. Zum Beispiel: Es gibt 64 Felder und 32 Figuren. Klingt übersichtlich. Aber die möglichen Spielverläufe sind buchstäblich astronomisch. Der Mathematiker G. H. Hardy hat die Zahl möglicher Zugfolgen auf „10 hoch 10 hoch 50“ geschätzt – mehr als Atome im Weltall, das sind nämlich nur lächerliche 10 hoch 80. Und jetzt muss natürlich die Legende vom Weizenkorn kommen. Die geht so: Der Kalif bedankt sich bei einem Untertanen und fragt nach seinem Wunsch. Weil er so bescheiden klingt, wird er ihm gewährt – ein Weizenkorn auf das erste Feld des Schachbretts, zwei auf das zweite, vier auf das dritte. Und so weiter, es sind ja nur 64 Felder. Nun ja, es sind am Ende 18446744073709551615 Körner, mehr als

18 Trillionen. In Eisenbahnwaggons geladen würde der Zug 14 500-mal um die Erde reichen, haben Logistiker errechnet. So kann man unverhofft vom Schachbrett ins Unendliche fallen. Aber Hand aufs Herz! Das klingt nicht wie eine Ermutigung. Zu edel, zu vornehm, zu groß für eine Freizeitbeschäftigung. Also schnell vergessen. Es geht auch eine Nummer kleiner. Schachspieler sind keine Genies, sondern normale Leute, also meistens ganz nett. Vielleicht ist Ihr Nachbar einer.

Das Spiel kann das Risiko einer Demenzerkrankung um bis zu 74 Prozent verringern

Vom Nachbarn im Fußballverein erwartet ja auch niemand, ein Ribéry zu sein. Fast 100 000 Menschen sind in Schachvereinen organisiert, in rund 5000 Mannschaften wird um Sieg und Remis gekämpft. In den Vereinen spielen Menschen aller Altersgruppen, Männer und Frauen, Behinderte und nicht Behinderte – und ohne Sprachbarrieren. In diversen Internetplattformen treten alltäglich Zehntausende Schachfans gegen Gegner von irgendwo auf dem Globus an. Dazu braucht man keine Genialität, kein enzyklopädisches Wissen über Eröffnungsvarianten und Endspieltechniken. Das brauchen Spitzensportler. Die gibt es auch

im Schach. Aber an denen muss sich nicht orientieren, wer einfach nur den Spaß an der Freud sucht. Obwohl es auch Extremsportler im Schach gibt. Wie den Günzburger Mark Lang, der den Weltrekord im Blind-Simultan-Schach hält. Er spielte 2012 gegen 46 Gegner gleichzeitig, ohne das Brett vor Augen zu haben. 22 Stunden hat das gedauert – 1044 Züge hat er dabei ausgeführt. „Zwei bis drei Monate“ veranschlagt Lang, bis alle Partien wieder im Kopf zerfallen, das Hirn wieder frei wird.

Aber damit kann man ja wohl nicht fürs Schach werben. Das Spiel ist weder für Mächtige noch für Gehirnakrobaten. Werbebotschaften muss man positiv formulieren. Hier kommt sie: Schach macht gesund, klug und sexy!!! Das sollte doch überzeugen. Gut, alle Werbeslogans sind ein wenig überzogen. Aber in diesem Fall nur ein wenig. Punkt für Punkt lässt sich das zeigen.

Punkt eins: Gesundheit. Im „New England Journal of Medicine“ (2003) berichtet Professor Joe Verghese von Versuchen am Albert Einstein College New York, wonach Schach das Risiko einer Demenz um bis zu 74 Prozent vermindern kann. Ähnliche Ergebnisse brachten auch Untersuchungen am Hospital Clinico in Valencia von der Neuropsychologin Isabel de la Fuente. Aber nicht nur das: Drei bis fünf Prozent aller Kinder weltweit leiden unter der Aufmerksamkeitsstörung ADHS.

► **Fortsetzung auf Seite V2**

►V2 Carlsen contra Anand



Foto: dpa

Er ist telegen, sehr selbstbewusst und stürmte meteorhaft an die Weltspitze im Schach: Magnus Carlsen (22) aus Norwegen tritt bei der Weltmeisterschaft gegen den Titelträger Viswanathan Anand (43) aus Indien an. Ein Medienereignis.

► V3 Ersatzkrieg auf dem Brett

Auf dem Höhepunkt des Kalten Kriegs gewinnt der Amerikaner Bobby Fischer gegen den amtierenden russischen Weltmeister Boris Spasski. Es war das Match des Jahrhunderts. Ein politisches Duell.

► V4 Attraktive Preise

Auf unserer Unterhaltungsseite gibt es unter der Rubrik „Landsleute“ attraktive Preise zu gewinnen. Wir verlosen einen CIS-Geschenkgutschein im Wert von 100 Euro.



Auf Künstler wirkt Schach wie ein Magnet

Schach ist Drama, ist großes Kino, und Harmonie ist es auch – und Chaos natürlich. Es gibt strahlende Sieger und strahlende Stars. Und seine Geschichte ist voller tragischer Helden. Vor allem aber geht es um Schönheit, die höher steht als der Sieg. Leben in symbolischer Form – das ist Schach vielleicht vor allem. Wen wundert es, dass dieses Spiel auf Künstler stets wie ein Magnet gewirkt hat.

Schach in der Literatur

Dass das Spiel der Denker einen großen Auftritt in dem größten Bühnenstück der deutschen Aufklärung hat, ist so verwunderlich also nicht. Am Anfang des zweiten Aktes von Gotthold Ephraim Lessings „Nathan der Weise“ spielt die kluge Sittah gegen ihren Bruder, den Sultan Saladin, eine Partie Schach. Der mächtige Sultan gibt schließlich auf, weil er sich matt gesetzt glaubt. Ist er aber nicht. Das erfährt der Leser und Theaterzuschauer später vom Derwisch Al-Hafi, dem eigentlichen „Großmeister“ am Hofe.

Hier dient Schach als Symbol des intellektuellen Lichts am Saladinhof. Aber die Künstler haben oft auch den dunklen, abgründigen Seiten des Schachs nachgespürt. In Stefan Zweigs „Schachnovelle“ zum Beispiel, wo die Hauptperson das Spiel in Gefangenschaft meisterhaft erlernt und ihm so verfällt, dass sich ihr Bewusstsein schizophoren in das Ich-Weiß und Ich-Schwarz aufspaltet. Das Ganze ist später großartig mit Curt Jürgens in der Hauptrolle verfilmt worden.

Auch Vladimir Nabokov, dessen Roman „Lolita“ zu den wichtigsten des 20. Jahrhunderts gehört, war dem Spiel verfallen. Er komponierte Schachprobleme, also Aufgaben, in denen in einer bestimmten Zugzahl matt gesetzt werden muss, und schrieb einen Roman über einen Großmeister und seine Schachsucht: „Lushins Verteidigung“. Enger an historische Fakten hält sich „Carl Haffners Liebe zum Unentschieden“, ein Roman des Österreichers Thomas Glavinic. Er ist angelehnt an den WM-Kampf des österreichischen Großmeisters Carl Schlechter, der als Außenseiter gegen den großen Emanuel Lasker 1910 kurz vor der Sensation stand. Glavinic ist einer der angesehensten Romanciers deutscher Sprache – und auch selbst Internationaler Meister im Schach.

Ingeborg Bachmann, ebenfalls aus Österreich, war zwar nicht so spielstark, aber kaum weniger schachinteressiert. Ihr Roman „Malina“ ist voller Bezüge zum Spiel – als eine Form des geglückten oder gescheiterten Dialogs zweier Partner. Ein Motiv, das auch in dem kürzlich verfilmten Werk des Schweizer Peter Pascal Mercier „Nachtzug nach Lissabon“ eine Rolle spielt. Spielstärkster deutscher Schriftsteller ist sicher Helmut Krausser, der nicht nur 2001 oberbayerischer Meister wurde, sondern das Spiel auch um eine eröffnungs-theoretische Neuerung bereicherte. Auch Kultautor Arno Schmidt war Schach-Enthusiast, von dem aufgezeichnete Partien vorliegen.

Schach im Film

Jede geglückte Schachpartie hat ein Thema, eine Entwicklung, einen Höhepunkt. Sie ist sozusagen ein Spielfilm. Kein Wunder, dass das Spiel auch auf der Leinwand zum Thema wird. Man denke an die berühmte Szene des Schachspiels mit dem Tod in Ingmar Bergmans „Das siebente Siegel“. Die bekannteste Filmszene aber ist natürlich die des traurig-liebeskranken „Rick“ in „Casablanca“. In dem Film von Michael Curtiz aus dem Jahre 1942 sitzt nicht zufällig Humphrey Bogart am Schachisch. Der legendäre Schauspieler war ein bärenstarker Schachspieler. Die Schachszenen in „Casablanca“ gehen direkt auf seine Anregung zurück.

Schach in der Kunst

In der bildenden Kunst überragt beim Thema Schach einer alles: Marcel Duchamp. Sicher, es gibt Schachspiele als Objekte von Max Ernst und Viktor Vasarely, es gibt das „Überschach“ von Paul Klee und die Zeichnungen des Bildhauers und Malers Alfred Hrdlicka. Aber Duchamps Liebe zum Schach überstrahlte alles. Zwischen 1928 und 1933 beschäftigte er sich fast ausschließlich damit. Er spielte so stark, dass er als Teil der französischen Nationalmannschaft an fünf Schach-Olympiaden teilnahm.

Schach in der Musik

1968 veranstaltete Duchamp in Toronto eine Performance mit dem Künstler und Komponisten John Cage. Dabei spielten die beiden eine Schachpartie, bei der durch Sensoren im Schachbrett Tonfolgen ausgelöst wurden. Das hätte auch einen anderen Komponisten begeistert, der dem Schach verfallen war. Arnold Schönberg entwickelte sogar eine Koalitions-Schach genannte Spielvariante für vier Spieler, die auf einem 10 x 10 Felder großen Brett mit 36 Figuren gespielt wird. (nwa)

Zwischen Melancholie und Aufbruch

Bei der Schach-WM könnte eine Ära zu Ende gehen: Der forsche Magnus Carlsen fordert Altmeister Viswanathan Anand heraus

Coolness gegen Gelassenheit: Bei der Schach-Weltmeisterschaft in der indischen Stadt Chennai trifft der junge norwegische Herausforderer Magnus Carlsen (22) auf den indischen Alt- und Weltmeister Viswanathan Anand (43). Der Kampf weckt nostalgische Gefühle und Hoffnungen auf die Zukunft.

VON NORBERT WALLET

Seltsam irgendwie: Es bleibt ein Rest, etwas Unerklärtes, auch wenn alle Fakten auf dem Tisch liegen. Ja, schon klar: Die Schach-WM zwischen dem indischen Weltmeister Viswanathan Anand und dem norwegischen Herausforderer Magnus Carlsen wird ein großes Medienereignis. 500 Journalisten aus aller Welt werden täglich vom Ort des Geschehens, aus der indischen Millionenmetropole Chennai, berichten. Und Millionen von Schachfans rund um den Globus werden den Kampf im Internet live verfolgen. In Indien ist Anand ein Volksheld, und Nachrichtensendungen wie Klatschspalten sind voll mit letzten Infos zum Showdown auf den 64 Feldern.

Auch das ist klar: So viel Spektakel und öffentliche Aufmerksamkeit hat ein Schach-Ereignis seit den 80er Jahren nicht mehr erregt, als sich der junge Himmelsstürmer Gari Kasparow daran machte, nicht nur Titelträger Anatoli Karpow, sondern mit ihm gleich das gesamte Sowjetsystem auf dem Schachbrett herauszufordern.

Das alles ist unstrittig. Aber eine kleine Frage bleibt, ein Geheimnis. Warum die ganze Aufregung? Warum gerade diesmal? Hier kämpfen nicht zwei Repräsentanten von Machtblöcken gegeneinander – wie damals, als ein respektloser New Yorker Schlaks namens Bobby Fischer den russisch-sowjetischen Bären Boris Spasski erlegen wollte. Und kein Dissident wie einst Viktor Kortschnoi wagt hier die Frechheit, aufzubegehren gegen das in Anatoli Karpow personifizierte Sowjetschach. Nein, nichts davon. Ein indischer Routinier verteidigt seinen Titel gegen einen jungen Skandinavier. Das hat er vorher schon gegen Konkurrenz aus Russland, Bulgarien und Israel getan. Ohne dass daraus ein Hype entstanden wäre. Diesmal aber ist richtig was los, und das muss einen Grund haben.

An der Logik von Maschinen zerschellt der Traum vom schönen Zug

Gleich mehrere Gründe. Sportliche und menschliche, vor allem solche, wo beides zusammenhängt. Es ist das alte reizvolle Spiel: Junger Newcomer will altem Platzhirsch sein Revier abjagen. Anand ist 43 Jahre alt und seit 2007 Weltmeister. Aber die Zeit bleibt nicht stehen. In der Weltrangliste hat Carlsen den Champ längst überholt. Ihre letzten beiden Begegnungen endeten mit schmerzvollen Niederlagen für Anand. Der Inder ist im Turnieralltag längst nicht mehr der „Tiger von Madras“, wie sein alter Kampfname lautete. Übersetzt in die staubtrockene Ökonomie britischer Wettbüros heißt das: Carlsen ist dort 5:2-Favorit.

Aber der Alte hat seine Trümpfe. Die WM ist kein Rundenturnier mit vielen Teilnehmern. Sie ist ein Kampf Mann gegen Mann. Zwölf Partien gegen denselben Gegner. Anand kennt dieses Psychospiel so gut wie kein anderer aktiver Schachspieler auf dem Globus. Carlsen muss das erst einmal lernen



WM-Herausforderer Magnus Carlsen aus Norwegen bei einem Turnier in Holland

Foto: dpa

– aushalten lernen. Den Druck, noch dazu im Heimatland des Gegners. Indien ist kein einfaches Land für einen Europäer. Der Norweger reist mit eigenem Arzt und Koch an.

Routinier gegen Frischling: Ja, das erklärt die Aufregung ein bisschen, weil Sport genau so funktioniert. Aber nicht die Emotionen, die dieser Kampf bei den Schachfans auslöst. Es ist wohl das Gefühl, eher die unsichere Witterung, dass sich hier Schachgeschichte vollzieht. Da schwingt Wehmut mit oder Zukunftshoffnung. Je nachdem.

Schach macht gesund, klug und sexy

Fortsetzung von VI

Eine spanische Studie des Psychiaters Hilario Blasco, durchgeführt in Collado Villalba bei Madrid und auf dem spanischen Psychiatriekongress 2012 präsentiert, zeigt nun, dass ADHS-Kinder, die regelmäßig Schach spielen, ruhiger werden und sich ihre Lernfähigkeit eindeutig erhöht.

Punkt zwei: Schach macht klug. Eine Studie der Universität Trier hat erwiesen, dass Schach bei Schulkindern die Konzentrationsfähigkeit steigert, Sozialkompetenz verbessert und schulische Motivation fördert. Schach in der Schule ist ohnehin ein großer Trend. In fast 30 Ländern ist das Spiel bereits festes Schulfach. In Deutschland ist das nur in Ausnahmefällen so, aber sehr viele Schulen haben Schach-AGs. Wie viel Freude das Schachspielen gerade Jugendlichen macht, zeigt die traditionsreiche Hamburger Veranstaltung „Rechtes gegen linkes Alsterufer“, die schon seit 50 Jahren regelmäßig durchgeführt wird. Annähernd 2500 Schüler messen in ihren jeweiligen Schulmannschaften die Kräfte mit der Konkurrenz. Und die Knirpse sind mit Spaß und Feuereifer dabei.

Punkt drei: Schach macht sexy. Hm, das ist natürlich etwas heikel. Also fragen wir



die Fachfrau. Maria Manakowa ist eine russische Großmeisterin, die ihre Arbeit in Stöckelschuhen und knappen Blusen zu verrichten pflegt. Ihre scharfe These ist: Schach und Liebesspiel ähneln sich. Ihre Begründung: Beides beruhe auf der Magie zwischen Menschen. Schach, Liebe und Sex gründeten auf intensiven, sich vertiefenden, sich verflüchtigenden Beziehungen. Eine Kommunikation ohne Worte. Überall seien die gleichen Mechanismen im Spiel. „In einer Schachpartie gibt es Angriffe und Widerstand, Ablenkungsmanöver und Anspielungen, Verführungen und Sackgassen – wie beim Spiel zwischen zwei Liebenden, wie

beim Sex.“ Ganz neu ist das nicht. Schon Stefan Zweig wusste: „Schach ist wie die Liebe, es kann nicht allein gespielt werden.“ Das alles müssen wir nicht vertiefen. Aber interessant ist, was eine Studie schwedischer Ökonomen zeigt, die Großmeisterpartien analysierten: Männer spielen anders Schach, wenn sie gegen schöne Frauen antreten. Dann gehen sie ein höheres Risiko ein, wählen gewagtere Strategien. Testosteron ist stärker als Logik.

Aber das alles ist Hörensagen. Man muss es selbst erleben. Wie schön Schachkombinationen sein können, wie glücklich es machen kann, wenn sich plötzlich eine Kette ausgedachter Züge als der präzis funktionierende Weg zu Matt und Sieg herausstellt. Aber das Wichtigste – noch eine Parallele zur Liebe? – ist, was sich im Kopf abspielt. Wenn es ein bisschen ernst wird, weil es zum Beispiel um Punkte für das Team geht, können die Gefühle Achterbahn fahren: zwischen Hoffnung auf das Gelingen eines Plans und Schrecken über das Erkennen eines Fehlers, der Angst davor, dass der Gegner ihn auch erkennt, und der Euphorie über einen Sieg. Das muss man erleben.

Boris Spasski hat das einmal aufgeschrie-

waren, mit Notizbüchern, die sie hüteten wie ihr Sparbuch, weil darin neue Varianten verzeichnet waren, die sie in nächtelanger Heimanalyse ausgekocht hatten.

Damals wurden überlange Partien unterbrochen. Dann schlugen sich die Sekundanten mit ihren Schützlingen Nächte um die Ohren, und die Kibitze taten es auch. Im Computerzeitalter ist das gar nicht mehr möglich, weil die beste Fortsetzung nur einen Knopfdruck und einige Sekunden entfernt für alle sichtbar auf dem Schirm aufleuchtet. Das heutige Schach ist technischer. An der stahlharten Logik der Maschinen zerschellt der Traum vom schönen Zug. Es geht nicht um Ästhetik, sondern um Effektivität. Anand kannte es zumindest noch anders – Carlsen nicht. Mit der Niederlage des Inders ginge eine Welt unter, die noch Platz für Romantik im Schach hatte. In Ansätzen wenigstens. Aber daher die Melancholie.

Das kann man auch umkehren. Aufbruchsstimmung liegt in der Luft. Eine neue Zeit kann beginnen. Und mit Carlsen kann dem Schach eine neue Welt erschlossen werden. Er wäre der erste Westeuropäer auf dem Schachthron seit dem Niederländer Max Euwe, der von 1935 bis 1937 Weltmeister war. Carlsen ist cool. Und Coolsein ist nicht gerade das Erste, was einem zu Schachspielern einfällt. Carlsen macht Foto-Shootings für ein Modelabel. Er ist ständiger Gast in US-Talkshows. Er schließt einen profitablen Werbevertrag nach dem anderen ab. Er ist 22. Er bringt Schach ins Gespräch. Also auch daher die Emotion, die den Kampf begleitet.

Magnus Carlsen ist eine Anakonda am Brett, eine norwegische WürGESchlange

Mal ganz davon abgesehen, dass er eben rein sportlich hochinteressant ist. Carlsen ist eine Anakonda am Brett, eine norwegische WürGESchlange. Er kann warten. Er kann brütend auf der Lauer liegen. Stundenlang. Er gehört gewiss nicht zu den Schachspielern, die den Gegner mit Eröffnungsüberraschungen frühzeitig aus der Komfortzone bringen wollen. Bislang legt er die erste Partiephase anspruchslos an. Einziges Ziel: eine spielbare Stellung, in der man so geduldig laviere kann, dass der ermüdete arglose Gegner unvorsichtig wird. Dann schlägt er zu. Und er hat die jugendliche Spannkraft, die Partien stundenlang zu ziehen. Anand wird dieses Konzept durchkreuzen müssen. Er wird dem Norweger Probleme stellen müssen, möglichst früh, möglichst kompliziert. Das geht im modernen Schach nicht ohne erhebliches Risiko. Er braucht eine bärenstarke eröffnungs-theoretische Vorbereitung, gute Nerven – und Kondition.

Da sind wir bei der deutschen Spur bei dieser WM. Wer im Spätsommer im Schwimmbad von Bad Soden aufkreuzte, konnte einen Mann sehen, der dort täglich seine Bahnen zog. Anand, der fließend Deutsch spricht, hat in Bad Soden ein Haus. Die Lage ist ideal, um sein internationales Sekundantenteam zur Vorbereitung hier zu versammeln. Hier, in der hessischen Idylle, hat er Kraft getankt. Die Hessenpower braucht er. Um die Zukunft, die unvermeidbare, noch ein wenig hinauszuschieben. Um noch einmal die Melancholie zu vertreiben.

Die WM kann man auch daheim verfolgen, etwa auf dem Portal Chessbase. Das Anschauen der Partien ist kostenlos. Für die Kommentierung muss man zahlen. Live kann man auch auf der WM-Homepage dabei sein.

www.chennai2013.fide.com
http://de.chessbase.com/





Herausforderer Bobby Fischer (li.) und Weltmeister Boris Spasski (re.) bei der legendären Schach-WM 1972 im isländischen Reykjavik

Foto: dpa

Als Henry Kissinger die WM rettete

Lange Zeit hatten Schach-Wettkämpfe eine politische Dimension – So auch 1972 das legendäre Duell Spasski gegen Fischer

1972 trat der Amerikaner Bobby Fischer (damals 29) gegen den 35 Jahre alten, amtierenden Weltmeister Boris Spasski an. Der Zweikampf gilt als Match des Jahrhunderts – denn er beendete die Vorherrschaft der Russen.

VON NORBERT WALLET

Schach, das Spiel der Könige – das sagt sich leicht dahin. Aber an diesem Tag ist es mehr denn je das Spiel der Mächtigen. Anfang Juni 1972 hält Schach die Weltpolitik in Atem. In Reykjavik soll das „Match des Jahrhunderts“ stattfinden. Boris Spasski, der sowjetische Titelverteidiger, gegen den jungen amerikanischen Herausforderer Bobby Fischer. Sowjetunion gegen USA – zu einer Zeit, da der Kalte Krieg die Welt in Gut und Böse, Freund oder Feind teilt. Kein Wunder, dass diese Begegnung internationale Beachtung findet. Doch die Austragung hängt am seidenen Faden. Die Eröffnungszeremonie hat schon stattgefunden. Islands Premierminister war da, die Botschafter Moskaus und Washingtons stießen zusammen an. Spasski, ganz Gentleman, war natürlich anwesend. Nur einer fehlte. Fischer steckte noch irgendwo in den Vereinigten Staaten. Ein Nervenkrieg. Der Amerikaner hatte die Veranstalter mit immer neuen Forderungen überzogen. Mal ging es um die Gage, mal um die Bedingungen im Spielsaal. Ein Exzentriker war er. Das hatte die Schachwelt während seines kometenhaften Aufstiegs zum Gipfel der Schachwelt längst gelernt. Aber diesmal übertreibt er. Sein Fernbleiben droht die USA lächerlich zu machen, während die Sowjetpropaganda den US-Boy als

rüpelhaften Feigling karikieren kann. Das ist der Augenblick, in dem Schach endgültig auf die Agenda der Weltpolitik kommt. Henry Kissinger ist damals der nationale Sicherheitsberater des US-Präsidenten Nixon. Er ist auch Schachspieler. Kein guter, aber er hat Interesse. Der sowjetische Außenminister Anatoli Dobrynin wollte immer gegen ihn spielen, erzählt Kissinger viel später. Der Amerikaner lehnt ab. Er fürchtet, der Sowjetfunktionär hätte daraus ableiten können, wie sein Verstand arbeite. So misstrauisch war man damals im Kalten Krieg. Aber jetzt ist Kissinger entschlossen. Er will, er muss Fischer zur Reise nach Island, zum Kampf um die Weltmeisterschaft verpflichten. Die Worte, mit denen er sein Telefonat beginnt, sind inzwischen legendär: „Hier ist der schlechteste Spieler der Welt, um mit dem besten Spieler der Welt zu sprechen.“ Er habe Fischer nur mitteilen wollen, dass ihm die US-Regierung alles Gute für das große Match wünsche, sagt Kissinger rückblickend. Aber Fischer versteht die eigentliche Botschaft. Er besteigt das Flugzeug nach Reikjavik – und die Schachwelt atmet auf. Das Jahrhundertmatch kann beginnen. Aber wieso Jahrhundertmatch? Was machte diesen WM-Kampf überhaupt so interessant? Die Antwort liegt zum einen Teil in Moskau. In der Sowjetunion war Schach nicht nur ein überaus populäres Spiel. Es war für das kommunistische Regime auch ein Mittel, Überlegenheit zu demonstrieren. Das sowjetische System sollte nicht nur militärisch und industriell, sondern auch intellektuell eine internationale Führungsrolle erreichen. Im Schach gelang das eindrucksvoll. Die führenden Spieler waren staatlich geförderte Vollprofis. Ihre Dominanz im

internationalen Vergleich war erdrückend. Nicht nur sämtliche Schachweltmeister der Nachkriegszeit kamen aus der Sowjetunion, auch sämtliche Herausforderer spielten unter der roten Flagge mit Hammer und Sichel. Und jeder Sieg über westliche Konkurrenz galt als Triumph des Systems. Und dann kommt dieser respektlose Lausbengel aus den USA und mischt die Szene auf. Mutig, laut, großmäulig. Fischer scheut keinen Konflikt. Er beschuldigt die Russen in Turnieren der internen Absprache, er bestreitet ihren Führungsanspruch – und vor allem hat er Erfolg. Auf dem Weg zum WM-Finale fertigt er den Russen Mark Taimanov mit 6:0 ab. Derartig gedemütigt wurde ein Vertreter des Sowjetschachs noch nie. Taimanov wurde bestraft, sein Gehalt gestrichen, Auslandsreisen verboten. Alles deutet also im Juli 1972 auf ein großes Match, auf den ultimativen Showdown. Das Interesse der US-Medien ist geweckt. Über die Zwischenstände des Kampfes berichten die Nachrichtensendungen breit und zur besten Sendezeit. Starreporter sind dabei. Prominenz. Schriftsteller wie Arthur Koestler und Norman Mailer schicken ihre Berichte aus Island um den Globus. Angefeuert wird der Hype auch von der ersten Partie, die bis heute bei Schachspielern für heiße Debatten sorgt. Diese prestigeträchtige Auftaktbegegnung bringt ruhiges, unspektakuläres Schach. Bis Fischer in einer Nichts-los-Stellung mit seinem Läufer einen Randbauern schlägt, worauf aber – auch für Amateure leicht zu sehen – der Läufer auf Dauer eingesperrt bleibt. Hatte Fischer das wirklich übersehen? Schien ihm ein uninteressantes Auftaktremis unter seiner Würde? Endgültig verliert er die Partie erst durch eine spätere Ungenauigkeit. Aber die WM hat den ersten Paukenschlag. Die Sowjets jubeln. Dann wieder Eskapaden. Kameras stören Fischer. Er tritt zur zweiten Partie nicht an, verliert sie kampflös. 0:2! Um den Kampf zu retten, verlegt der deutsche Schiedsrichter Lothar Schmidt, vor dem die Spieler Respekt hatten, die dritte Partie in einen Gymnastikraum hinter der Bühne. Später hat er berichtet, wie er die störrischen Kontrahenten an der Schulter packte und auf ihre Sitze drückte. Es geht weiter. Fischer gewinnt die dritte Partie. „Es drohte eine Tragödie“, sagte Schmidt später. „Hätte er nicht weitergespielt, ich fürchte, Fischers Stern wäre verglüht.“ Er spielt aber weiter. Nach sechs Partien geht er in Führung und gibt sie nie mehr ab. Der amerikanische Traum ist auch am Schachbrett wahr geworden.

Starreporter kommen zur WM nach Island. Prominenz. Und Schriftsteller wie Norman Mailer

Aber Fischer zeigt in der nächsten Runde mit einem erneuten 6:0 gegen den stärksten westlichen Widersacher, den Dänen Bent Larsen, dass Taimanov keineswegs ein Versager gewesen war. Fischer war überragend. Eine Überlegenheit, die dann auch der Ex-Weltmeister Tigran Petrossjan anerkennen musste, der im Halbfinale wenigstens „nur“ 6,5:2,5 unterlag. Aber seine fünf Niederlagen im Match gegen den Amerikaner waren nur eine erneute Beleidigung des Schachimperiums. Nun ruhten alle Hoffnungen auf Boris Spasski. Der hatte immerhin bisher ein stolzes 4:1-Score gegen den US-Boy und noch nie gegen den Herausforderer verloren.

„Schachprofis sind nicht neben der Spur“

Der deutsche Großmeister Helmut Pfleger über den besonderen Reiz von Kämpfen um die Weltmeisterschaft

VON NORBERT WALLET

Herr Pfleger, Sie haben jahrzehntelang WM-Kämpfe verfolgt und kommentiert. Was macht eine Schach-WM so besonders prickelnd? Anders als normale Turniere werden WM-Kämpfe ja meist als Zweikampf ausgetragen. Das schafft eine reizvolle Duell-Situation. Aber seit dem legendären Match Fischer – Spasski gab es oft einen Aspekt, der weit über das Sportliche hinauswies.

Nämlich einen politischen Aspekt. Ja. Viktor Kortschnoi war ja praktisch ein Dissident, der im Westen lebte, während seine Familie noch in Russland war, als seine WM-Matches gegen Anatoli Karpow stattfanden. Kortschnoi sagte mir einmal, er sei davon überzeugt gewesen, im Falle eines WM-Siegs hätte man seinen Angehörigen in der Sowjetunion Gewalt angetan. Und die epischen Kämpfe zwischen Karpow und Gari Kasparow folgten ähnlichen Mustern. Kasparow stilisierte seinen Kampf gegen Karpov zu einer Begegnung von Perestroika gegen den alten Geist, und tatsächlich war Kasparow in seinem ungestümen Charakter ein Vertreter der neuen Zeit.

Ticken Spitzenspieler eigentlich ganz normal? Die Geschichte der WM-Kämpfe ist durchsetzt von Skurrilitäten. Das kann man wohl sagen. Das Karpov-Lager setzte zum Beispiel einen Parapsychologen ein, der angeblich vom Schach gar keine Ahnung hatte. Der hatte nur die Aufgabe, Kortschnoi anzustarren und so sein inneres Gleichgewicht zu zermürben. Aber dennoch kann man nicht sagen, dass Schachspitzenspieler, nun ja, ein bisschen neben der Spur wären. Nach dem Ende des Ost-West-Gegensatzes hat sich vieles beruhigt. Die WM-Matches etwa von Vladimir Kramnik gegen Peter Leko oder von Viswanathan Anand gegen Kramnik in Bonn waren Auseinandersetzungen zwischen Gentlemen. Wo ordnen Sie den nun anstehenden Kampf zwischen dem Inder Vishy Anand und dem Norweger Magnus Carlsen ein? Das wird äußerst interessant. Das mediale Interesse am Schach in Anands indischer Heimat wird außerordentlich sein. Sportlich ist es eine hochspannende Frage, ob der alte „Tiger von Madras“ dem jungen Wilden noch mal die Krallen zeigen kann. Diese Situation verleiht dem Kampf seine eigene

Note: Jeder weiß, irgendwann wird die Zeit des Magnus Carlsen anbrechen. Aber vor heimischem Publikum könnte der Weltmeister noch mal seine Erfahrung ausspielen. Wir würden Sie die beiden Kontrahenten charakterisieren? Anand ist eine großartige Persönlichkeit. Er ist weltoffen, an vielen Dingen interessiert, er spricht viele Sprachen und hat ausgespro-

chen gute Manieren. Ein Mann von Welt. Carlsen kenne ich weniger gut. Er scheint mir vielleicht ein bisschen einseitiger aufs Schach fixiert. Er wirkt ein wenig verschlossener. Aber seine Schachkarriere ist von großer Zielstrebigkeit geprägt.

Und die Spielstile? Sie sind beide universell stark. Vielleicht legt Anand größeren Wert auf eine gründliche Vorbereitung der Eröffnungszüge. Carlsen dagegen will einfach zunächst spielbare Stellungen erhalten. Er ist unglaublich zäh. Er kann über Stunden seine Konzentration halten und schlägt eiskalt zu, wenn der Gegner ermüdet. So kommt es immer wieder vor, dass Carlsen Stellungen gewinnt, die auf den ersten Blick eher langweilig und ausgeglichen wirken. Das ist eine große Stärke.

Was wird den Kampf entscheiden? Es wird wohl darauf ankommen, wie beide mit dem Druck umgehen. Einerseits kennt Anand diese Zweikampf-Situationen. Da kann ihn nichts erschüttern. Aber die Erwartungshaltung vor eigenem Publikum – das ist neu für ihn. Beflügelt oder bedrückt ihn das? Das kann entscheiden.

Zur Person

Helmut Pfleger

- 1943 in Teplitz-Schönau (Tschechien) geboren
- Promovierter Internist und Psychotherapeut. Seit 1975 Schachgroßmeister
- Moderierte viele Schachsendungen im Fernsehen (StN)



Foto: dpa

Die größten Schachspieler aller Zeiten

VON NORBERT WALLET

Wunderkinder, Exzentriker, Genies: Große Schachspieler haben immer schon Interesse und Bewunderung auf sich gezogen. Viele hatten ein Charisma, das weit über die Welt der Bretter mit 64 Feldern hinauswies. Hier eine kleine, subjektive Liste der besten Spieler aller Zeiten.

Paul Morphy (1837–1884), USA: Morphys Ruf ist bei Schachspielern bis heute ungebrochen, seine stürmischen, opferreichen Angriffspartien sind Klassiker. Seinen Ruf begründete seine Europareise 1858/59, bei der er die Spitzenspieler des Alten Kontinents reihenweise besiegte. Morphys Versuche, als Anwalt zu reüssieren, scheiterten, er starb früh. Am Ende vereinsamt, geistig verstört und das Schach hassend.

Wilhelm Steinitz (1836–1900), Österreich/USA: Steinitz war das neunte von 13 Kindern einer armen jüdischen Familie in Prag. Nach einer Zeit in Wien übersiedelte er zunächst nach England. Dort besiegte er 1866 den deutschen Spitzenspieler Adolf Anderssen mit 8:6, woraufhin die Schachwelt ihn als ersten allgemein akzeptierten Weltmeister betrachtete. Steinitz revolutionierte die Schachtheorie, indem er noch heute gültige Grundsätze für das strategisch-positionelle Spiel entwickelte. 1888 wurde Steinitz amerikanischer Staatsbürger.

Raul Capablanca (1888–1942), Kuba: Capablanca holte sich 1921 in einem Match gegen den deutschen Emanuel Lasker den Schachweltmeistertitel, den er bis 1927 behielt. Er stand seit 1913 im diplomatischen Dienst Kubas, konnte sich damit de facto ausschließlich dem Schach widmen. Capablancas klarer positioneller Stil gilt bis heute als vorbildlich und beeinflusste zum Beispiel den langjährigen Weltmeister Anatoli Karpov. Als Mann von Welt verlieh er dem Schach einen Hauch von Glanz und Glamour.

Emanuel Lasker (1868–1941), Deutschland: Lasker war der zweite und bislang einzige deutsche Schachweltmeister. 27 Jahre lang, von 1894 bis 1921, hatte er den Titel inne, länger als jeder andere Champ. Lasker führte das psychologische Moment in den Schachsport ein, stellte sein Spiel auf den besonderen Spielstil des Gegners ein. Lasker, der auch Mathematiker und Philosoph war, floh vor den Nazis ins Exil, zunächst nach England, dann nach Moskau, später in die USA. 2008 wurde Lasker in die Hall of Fame des deutschen Sports, sprich: in die Ruhmeshalle aufgenommen.

Bobby Fischer (1943–2008), USA: Fischer ist vielleicht der bekannteste Schachspieler aller Zeiten, was an den spektakulären Umständen lag, unter denen er 1972 der scheinbar unüberwindlichen Phalanx des sowjetischen Schachs den WM-Titel entriß. Fischers Partien zeigten einen glasklaren Stil bezwingender Logik und Tiefe. Als er 1975 gegen den Herausforderer Anatoli Karpow nicht antrat, entzog ihm der Weltschachbund den Titel. Fischer führte ein unstetes Leben, litt an psychischen Störungen und fiel später durch antisemitische und antiamerikanische Äußerungen auf. 1992 trat er noch einmal zu einem inoffiziellen Revanchekampf gegen Boris Spasski an, der sportlich enttäuschend verlief. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Island.

Gari Kasparow (geb. 1963), Russland: Er ist eine der mitreißendsten Persönlichkeiten in der Geschichte des Schachs. Kasparow war von 1985 bis 2000 Weltmeister. Legendar sind seine epischen Schlachten gegen Anatoli Karpow, dem er 1985 den Titel entriß. Dabei wurde das erste Match der beiden im Februar 1985 nach 48 Partien und über 300 Spielstunden abgebrochen, offiziell aus Rücksichtnahme auf die Gesundheit der Spieler. Im November des Jahres gewann Kasparow dann 13:11 und verteidigte seinen WM-Titel in drei weiteren Begegnungen mit Karpow. Kasparow stilisierte sich wortgewandt als Vertreter der neuen Zeit und brandmarkte Karpow nicht ganz zu Unrecht als typischen Vertreter des Sowjetregimes. Die Fans liebten Kasparows mutigen, offensiven Stil. Mit beweist Kasparow bis heute als Bürgerrechtler und Kritiker des russischen Präsidenten Vladimir Putin.

Robert Hübner (geb. 1948), Deutschland: Er ist der einzige Deutsche, der sich nach Emanuel Lasker noch mal ernsthafte Hoffnungen machen konnte, den höchsten Gipfel des Schachs zu erklimmen. Der brillante Papyrologe belegte 1980 den dritten Platz der Weltrangliste. In diesem Jahr gelangte Robert Hübner auch ins Kandidatenfinale, spielte gegen Viktor Kortschnoi um das Recht, den Weltmeister herauszufordern. Dort führte er mit 2:1, ehe ihm in der siebten Partie ein haarsträubender Patzer unterlief, der ihn die Fassung und schließlich auch das Match kostete.

